

Über die Zeit¹

Alex Stock, Köln

„Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde, die Erde aber ...“ – Du liebe Zeit, werden Sie sagen, er fängt bei Adam und Eva an, dabei sind es doch nur „siebzig Jahre, und wenn es hochkommt, achtzig Jahre, und das meiste daran ist“, so wenigstens meint der 90. Psalm, „Mühsal und Beschwer, denn eilends geht es vorbei, und wir fliegen dahin.“ Aber wo soll man anfangen, wenn man über die Zeit reden soll, wenn nicht am Anfang? Als ich noch unsicher war, wie ich anfangen sollte mit der Zeit, bot sich mir ein Satz an, der in so gut wie allen Erörterungen über die Zeit zitiert wird: „Was ist also Zeit? Wenn mich niemand fragt, so weiß ich es; will ich es aber jemandem auf seine Frage hin erklären, so weiß ich es nicht.“² Mit diesem schönen Bekenntnis könnte ich eigentlich schon am Ende sein mit der Zeit, mit meinem Reden über die Zeit. Aber das ist so nicht vorgesehen, auch bei dem Gewährsmann nicht, von dem ich das Zitat habe. Es steht in den „Bekenntnissen“ des Hl. Augustinus, die er um 400 unserer Zeitrechnung, also nach Christi Geburt, geschrieben hat, als er, gerade 45 Jahre alt, Bischof von Hippo in Nordafrika geworden war.

Im Anfang

In diesem Werk, den „Confessiones“, erzählt und besinnt *Augustinus* sein Leben von der Kindheit bis zur Taufe und zum Tod der geliebten Mutter Monika im Jahre 387, neun Bücher lang, dann lässt er sich ein Buch lang über das Gedächtnis aus, und am Anfang des 11. Buches meint er dann plötzlich, dass die Zeit ihm zu schade sei, so fortzufahren und alles im einzelnen aufzuzählen, was er da als Priester und Prediger gemacht habe. Stattdessen: „Auch brenne ich längst danach, dein Gesetz zu betrachten und dir dabei zu bekennen, was ich weiß und was ich nicht weiß.“³ Und so springt er mitten aus seinem Lebenslauf in die Hl. Schrift und landet am Anfang. Der Rest der Bekenntnisse, die Bücher 11–13, ist der Exegese ge-

¹ Vortrag, gehalten am 23.10.2004 im Rahmen einer Feier, die das Bremer Lehrhaus unter dem Titel „Die Tage, die wir leben“ anlässlich des 70. Geburtstages von Pfr. Hanns Keßler veranstaltete.

² Augustinus, *Bekenntnisse* XI, 14. Aus dem Lat. übers. von A. Hoffmann. Kempten, München 1914 (Bibliothek der Kirchenväter; 18), 282.

³ *AaO.*, XI, 2 (271).

widmet, und zwar ausschließlich dem Schöpfungsbericht Gen 1. Augustinus befindet sich mit seinem Leben plötzlich im Raum des Buches und denkt es weiter im Raum dieses Buches, vom ersten Schöpfungstag bis zur Sabbatruhe des letzten, wohin er mit seinem unruhigen Herzen schließlich selbst zu kommen hofft.

Weil dieses Buch nun nicht irgendwo, sondern ganz prinzipiell, eben *in principio* anfängt, *bereschit barah elohim*, „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde“, wird Augustinus mit diesem Anfang überhaupt sogleich in das Problem der Zeit verwickelt. Wenn die Welt so, also die Zeit so anfang, was war vorher? „Was tat Gott, bevor er Himmel und Erde schuf? Denn wenn er bis dahin ruhte und nichts wirkte, warum ist er nicht für alle Zeit in derselben Untätigkeit verblieben, in der er vor der Schöpfung verharret hatte?“⁴ – Hat es Sinn, so etwas zu fragen? Augustinus zitiert einen nordafrikanischen Christenwitz, mit dem einer auf die Frage „Was tat Gott, bevor er Himmel und Erde schuf?“ antwortete: „Höllen bereitete er da für die, die so hohe Geheimnisse ergründen wollen.“⁵ Aber Augustinus hat es nicht mit dieser Art von religiösen Entlastungswitzen: „Ein anderes ist wissen, ein anderes witzeln. (...) Lieber möchte ich sagen: ‚Was ich nicht weiß, das weiß ich nicht‘, als eine Antwort geben, die den zum Spotte macht, der nach so tiefen Geheimnissen fragt, aber dem Spötter selbst Lob einbringt.“⁶ Nein, Augustinus schlägt sich nicht auf die Seite frohgemuter christlicher Denkfaulheit, sondern meint, dass man dem Schöpfer der Welt als vernünftige Kreatur die angemessene Ehre nur erweist, wenn man auch in Sachen Religion so weit, wie’s eben geht, zu denken sucht und dann, erst dann bekennt, dass man nicht weiter kommt. Damit wäre er auch ein Schutzpatron dessen, was man Lehrhaus nennt.

„Was also tat Gott, bevor er Himmel und Erde schuf?“ – „Wenn Himmel und Erde der Inbegriff der ganzen Schöpfung sind, so sage ich kühn: ‚Bevor Gott Himmel und Erde schuf, tat er nichts. Denn wenn er etwas getan hätte, so hätte er nur ein Geschöpf erschaffen können‘.“⁷ Und dann spricht Augustinus Gott direkt an: „Auch gehst du nicht in der Zeit der Zeit voraus, sonst würdest du ja nicht allen Zeiten vorausgehen. Aber du gehst von der hohen Warte der allzeit gegenwärtigen Ewigkeit allen vergangenen Zeiten voraus und überragst alle zukünftigen .. . (...) Deine Jahre gehen nicht und kommen nicht; unsere aber hienieden gehen und kommen .. . (...) Deine

⁴ *AaO.*, XI, 10 (279).

⁵ *AaO.*, XI, 12 (280).

⁶ Vgl. *ebd.*

⁷ *Ebd.*

Jahre sind ein Tag, und dein Tag erneuert sich nicht jeden Tag, sondern ist ein Heute . . . (...) Dein Heute ist die Ewigkeit.“⁸

Das ist also das erste, was Augustinus „im Anfang“ beschäftigt, dass, wenn man im Raum dieses Buches die Zeit zu denken sucht, man sie sogleich mit dem zusammendenken muss, was nicht Zeit ist, mit Gott, und das ist die Ewigkeit, die die Zeit als einfaches Jetzt und Heute berührt. Das kann man als Kreatur und damit unvermeidlich in der Zeit nur aus der Zeit heraus denken. Dass man im Denken diesem ewigen Heute sich nähert, dazu bedarf es, wie Augustinus meint, einer gewissen Verlangsamung: „Wer wird die Gedanken des Menschen festhalten, daß sie endlich zum Stillstand kommen und erkennen, wie die Ewigkeit stille steht“.⁹ Das wäre nun schon wieder eine geeignete Stelle, meine Überlegungen über die Zeit zu einem guten Ende zu bringen, indem ich Sie alle bäte, mit mir die Gedanken, die während der Zeit, in der ich meine Gedanken laut vorgetragen habe, in Ihren Köpfen abgelaufen ist, auslaufen zu lassen, zu verlangsamen und uns zusammen diesem *nunc stans*, einem stillstehenden Hier und Jetzt zu nähern, und damit in der Zeit der Ewigkeit. Aber Sie werden das nicht tun, und ich kann das natürlich auch nicht tun, weil für mich ja eine bestimmte Vortragszeit vorgesehen ist, und wenn ich vor der Zeit zu Ende käme, würde das den ganzen Zeitplan durcheinander bringen. Das geht also nicht, nicht jetzt. Übrigens hat auch Augustinus, nachdem er diesen Gedanken vom Stillhalten geäußert hat, noch weitere hundert Seiten geschrieben, alle über das erste Kapitel der Genesis.

Wissen, was Zeit ist

Aber ich denke, jetzt ist es Zeit, mich Augustinus ein wenig zu entwinden, ohne freilich sofort auch dieses „Im Anfang“ schon hinter mir zu lassen. Und das kann ich hier¹⁰ am besten mit einem Lied von *Huub Oosterhuis*, das den Titel trägt „Erste Hymne“. Als Schriftvers steht darüber:

Er sprach: Nun werden wir Menschen erschaffen.
Genesis 1

⁸ Vgl. *aaO.*, XI, 13 (281).

⁹ *AaO.*, XI, 11 (280).

¹⁰ Die theologische und liturgische Arbeit des Bremer Lehrhauses ist seit Jahrzehnten eng verbunden mit dem Werk von Huub Oosterhuis und der Amsterdamer Stichting Leerhuis en Liturgie.

ERSTE HYMNE

*Warum besuchst Du mich,
warum rufst Du uns an?*

*Hast Du Menschen nötig,
fällt Ewigkeit Dir schwer,*

*ist Gott nicht Gott genug,
bist Du Dir selbst zuviel –*

*wer war denn Ratsfrau Dir,
daß Du uns hast geschaffen*

*in so großen Mengen,
und nicht zweie gleich –*

*wolltest Du wissen, was Zeit ist,
Tage, Gras, das dorrt,*

*was Leidenschaft und Pein,
was Sterben ist, ein Grab?*

*Wohl weil Du Liebe bist
und nicht allein willst bleiben,*

*damit sie Dich umgeben,
rufst Du Menschen an.*

*Anstifter unsres Lebens,
könnten wir Dich verstehn.¹¹*

„Warum ist überhaupt Seiendes und nicht vielmehr Nichts? (...) – das ist offensichtlich die erste aller Fragen.“¹² So beginnt *Martin Heideggers* „Einführung in die Metaphysik“. Oosterhuis fragt einfacher, anthropomorpher, aber nicht weniger eindringlich, warum es die Welt überhaupt, genauerhin die Menschen gibt. Und eine Frage lautet da: „Wolltest Du wissen, was Zeit ist?“ Und das wird dann noch etwas ausgemalt: „Wolltest Du wissen, was Zeit ist,/ Tage, Gras, das dorrt,/ was Leidenschaft, was Pein,/ was Sterben ist, ein Grab?“ Das ist die Zeit: Geborenwerden und Sterben, und dazwischen Leben, leidenschaftlich und leidend, kurz genug, „sie sind wie das sprossende Gras: am Morgen blüht es und sproßt, am Abend welkt es und verdorrt“, wie der 90.Psalm sagt, „unser Leben währet siebzig ...“. Der Kosmos mag seine Zeit haben, Aufglühen und Verglühen, Expansion und Zirkulation, es sind die Menschen, die es wissen, am eigenen Leibe wissen, was Zeit ist.

War das also der Beweggrund, weswegen es in diesen unermesslichen Lichtjahrräumen des Kosmos, auf diesem entlegenen kleinen Planeten

¹¹ H. Oosterhuis, *Wort, das trägt. Biblische Lieder und Gebete*. Übers. von der Arbeitsgruppe am Lehrhaus Bremen. Düsseldorf 1990, 13.

¹² Vgl. M. Heidegger, *Einführung in die Metaphysik*. Tübingen 1953, 1.

Menschen gibt, uns, „keine zweie gleich“, weil das ewige Sein wissen wollte, was Zeit ist? Und wusste es (er?) das schon, wenn es Menschen gab, Geschlecht um Geschlecht? Musste er es am Ende, wenn er es wirklich von innen wissen wollte, selber werden? Ist also die Menschwerdung Gottes die letzte christliche Antwort auf die Frage, warum überhaupt etwas ist und nicht vielmehr Nichts, das „anthropische“ Prinzip des Kosmos?

Das sind kindliche Fragen, häretische Fragen vielleicht („Hast Du Menschen nötig,/ fällt Ewigkeit Dir schwer?“), aber es sind Fragen, die Gott und die Zeit zusammendenken, Gott und die Lebenszeit, die jeder Einzelne so unglaublich solitär durchläuft, „keine zweie gleich“, und die Zeitläufte, die uns zufällig zusammengebracht haben und uns mit dieser schrecklichen und auch schönen Epoche der Weltgeschichte, in die es uns gerade verslagen hat.

Die Tage, die wir leben

Oosterhuis' poetische Theologie denkt das alles im Raum der Schrift. „Der Chaos schuf zu Menschenland“ beginnt das Lied,¹³ in dessen 2. Strophe es heißt: „Das Buch, das jeden Namen kennt,/ Gesichter, Seelen, Menschen kennt,/ die Liebe so lebendig,/ die Liebe so vergänglich,/ die Wehn, die nie zu Ende gehn.“ Name für Name, von Kain bis Maria Magdalena. Liebe, die aufflammt, und Liebe, die nicht anhält, die vorübergeht, erlischt, vielleicht in Feindseligkeit umschlägt. So sind es Geschichten von Liebe und Leid der Menschen und in diesem Doppelsinn „Wehn, die nie zu Ende gehn“, gehen wollen, weil aus dem Leib der Menschheit immer noch nicht der neue Mensch geboren ist, so dass, wie es Röm 8,22 heißt, „die ganze Schöpfung noch immer seufzt und in Wehen liegt“, guter Hoffnung, dass die Herrlichkeit der Kinder Gottes das Licht der Welt erblickt. „Schrift, die Menschentage schreibt./ Licht, das hell bleibt.“ Das Buch der Bücher – ein Menschentagebuch von der Genesis bis zur Apokalypse.

Die 3. Strophe dieses „Schriftlieds“ enthält den Vers, der als Motto über der Einladung zu diesem Tag steht: „Die Tage, die wir leben“. – „Sein unvergänglich Testament:/ dass er uns auch im Tod noch kennt/ die Tage, die wir leben,/ auf Tod hin festgeschrieben,/ zum ewig Leben hingelenkt.“ *Omgewend* steht da im holländischen Originaltext, „umgewendet“, und das meint im Bildfeld des Buches die Wendung des Blattes. Die Niederschrift

¹³ H. Oosterhuis, *Wort, das trägt* (Anm. 11), 12; zur Auslegung des Liedes vgl. A. Stock, *Der Chaos schuf zu Menschenland*, in: H. Becker/A. Franz u.a. (Hrsg.), *Geistliches Wunderhorn. Große Deutsche Kirchenlieder*. München 2001, 492–498.

all unsrer Tage läuft ausnahmslos und unweigerlich auf den Tod zu. Und dann ist von Gottes Umblättern unserer todgeweihten Lebenstage auf die Kehrseite des ewigen Lebens die Rede. „Schrift, die Menschenzukunft schreibt./ Er, der treu bleibt.“ Dies Umblättern von Zeit in Ewigkeit ist für Büchermenschen ein schönes Bild, aber es betrifft das Ende, den Tod. Davon gibt es bei Oosterhuis auch dunklere Sachen zu lesen:

*Schwarz wie Nacht wird das Licht,
erdedunkel Sonne und Mond
und die Sterne.*

*Der das Haus bewahrt, flieht aus dem Haus,
und herrenlos bleibt es zurück.*

*Bäume von Männern zittern wie Ried.
Tonlos wird ein wenig gesungen.*

*Ach Oliven, ihr schmeckt mir nicht mehr,
ihr Mandelbäume blüht nicht für mich.*

*Fort, fort in dein ewiges Haus,
ruft am Weg schon der Totengräber.*

*Auf, in unsre bleibende Wohnung,
rufen die Toten den Lebenden zu.*

*Ein Schnitt, und die silberne Schnur zerspringt.
In Stücke fällt die Lampe aus Gold.*

*Staub wird Staub und Lehm wird Lehm,
alles kehrt zu seinem Ursprung zurück.*

*Der Atem strömt in das Atemmeer,
zu ihm, der lebt.*

*Schwarz wie Nacht wird das Licht,
erdedunkel Sonne und Mond
und die Sterne.*

Prediger 12, Vers 1–7¹⁴

Was bei Pred ein *Memento mori* in Form einer Allegorie auf den alternden Körper ist, seine Glieder, die zitternden Hände und sich krümmenden Beine, den zahnlosen Mund, die erblindenden Augen, das nachlassende Gehör, die verstummende Stimme, wird bei Oosterhuis zur Metapher empfundener Todesnähe.

Am greifbarsten ist diese Verwandlung in der Strophe, die von den Oliven und Mandelbäumen spricht. „Wenn der Mandelbaum blüht“ ist Pred 12,5 eine Allegorie auf die Weißhaarigkeit des Greisenalters; bei Ooster-

¹⁴ H. Oosterhuis, *Gezongen liedboek. Verzamelde texten*. Kampen 1993, 366 (Deutsche Übers. A. Stock).

huis ist der im Blust stehende Baum Inbild des Frühlings. Der berauschen-
de Aufbruch der Natur geschieht, mag geschehen an sich, aber er geschieht
nicht mehr „für mich“. Das ist das Alter, keine numerische, sondern eine
sensitive Angelegenheit. Die jugendliche Erheiterung des Lebens, die der
Frühling dem von der Natur affizierbaren Menschen zuspielt, zieht spurlos
vor den Augen des Alten vorüber, berührt ihn nicht mehr. Mit den herbstli-
chen Oliven ist es nicht anders; der Geschmack am Leben ist verschwun-
den. Der unwiederbringliche Verlust wird der Natur selbst geklagt: „Ach,
Oliven .../ ihr Mandelbäume“. Der Abschied von Augenlust und Gaumen-
lust ist ein Moment der allgemeinen Weltverdunkelung, von der die erste
und die letzte Strophe sprechen, des Abschieds vom Licht der Gestirne, zu
dem man kam, als man, gerade geboren, das Licht der Welt erblickte.

Wie ein Sog in die Tiefe ist er, der Ruf der Totengräber und der Toten;
aber das „ewige Haus“, „die bleibende Wohnstatt“ ist nicht, wie im kirchli-
chen Sprachgebrauch üblich, der Himmel, „die Heimat dort droben, im
ewigen Licht“, sondern der lichtlose Erdboden. „Staub wird Staub und
Lehm wird Lehm“, wie es Gen 3,19 dem Mann aus Erde, Adam, angesagt
war, Pred 3,20 wiederholt wird, und wie es noch heute in der christlichen
Beerdigungsliturgie am Grabe heißt: „Staub bist du, und zum Staube kehrst
du zurück“, wo aber dann gleich, zur Abwehr möglicher Lebensdepression
hinzugefügt wird: „Der Herr aber wird dich auferwecken am Jüngsten Ta-
ge.“ So hier nicht, sondern im Anschluss an Pred 12,7 („der Odem kehrt
wieder zu Gott, der ihn gegeben“): „Der Atem strömt in das Atemmeer.“

Die einfache Beobachtung, dass der Mensch mit dem letzten Atemzug
verscheidet aus dem Lande der Lebenden; dass der Atem, dessen Ein und
Aus den Menschen am Leben gehalten hatte, eingeht in das Atemmeer der
Atmosphäre, bekommt hier mit Pred 12,7 und der biblischen Anthropol-
ogie überhaupt (vgl. Gen 2,7; Ps 104,29; Apg 17,25) noch eine theologische
Unterlage: „Zu ihm, der lebt.“

Aber das ist kein Rettungsanker der unsterblichen Seele; denn es ist ja
nicht schon vergessen, was Pred 3,19–21 geschrieben steht vom Atem-
schicksal, das die Menschen mit allen animalischen Lebensgenossen teil-
en: „Wer weiß, ob der Odem der Menschenkinder emporsteigt, der Odem
des Tieres aber hinabfährt zur Erde.“ So wird die Antiphon des Anfangs am
Ende unverändert wiederholt: „Schwarz wie Nacht wird das Licht,/ erde-
dunkel Sonne und Mond/ und die Sterne.“ Oosterhuis dichtet das nicht,
weil er besonders schwarz sieht, sondern weil dies eben auch im großen
Menschentagebuch der Bibel steht, im Buch Prediger.

Aber natürlich gibt es auch ganz andere Geschichten, hellere, in denen
die Oliven schmecken und die Mandelbäume herrlich blühen, Geschichten
nicht vom Tod, sondern vom Leben, von der Geburt. Es ist die jüdische Phi-

losophin *Hannah Arendt*, die mitten in der politischen Theorie ihres schönen Buches „*Vita activa oder Vom tätigen Leben*“ an den Rang erinnert, den das Christentum der Geburt zuerkennt: „Das Wunder, das den Lauf der Welt und den Gang menschlicher Dinge immer wieder unterbricht und von dem Verderben rettet, das als Keim in ihm sitzt und als ‚Gesetz‘ seine Bewegung bestimmt, ist schließlich die Tatsache der Natalität, das Geborensein, welches die ontologische Voraussetzung dafür ist, daß es so etwas wie Handeln überhaupt geben kann. (Daher liegt die spezifisch politisch-philosophische Bedeutung der Geschichte Jesu, deren religiöse Signifikanz natürlich die Auferstehung der Toten betrifft, in dem Gewicht, das seiner Geburt und Gebärtlichkeit beigelegt wird ...). (...) Daß man in der Welt Vertrauen haben und daß man für die Welt hoffen darf, ist vielleicht nirgends knapper und schöner ausgedrückt als in den Worten, mit denen die Weihnachtssoratorien ‚die frohe Botschaft‘ verkünden: ‚Uns ist ein Kind geboren‘.“¹⁵ „Weil jeder Mensch auf Grund seines Geborensseins ein *initium*, ein Anfang und Neuankömmling in der Welt ist, können Menschen Initiative ergreifen, Anfänger werden und Neues in Bewegung setzen.“¹⁶ Dies wird am Geburtstag gefeiert, an jedem. *Martin Buber* erzählt am Anfang seines Buches „*Gottesfinsternis*“ vom Aufenthalt im Haus eines alten Philosophen, mit dem er über Volksschule und Volkshochschule gesprochen hatte, und bemerkt dann: „Altsein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was *anfangen* heißt; dieser alte Mann hatte es vielleicht gar im Alter erst gründlich gelernt; er tat gar nicht jung, er war wirklich so alt wie er war, aber auf eine junge, anfangskundige Weise.“¹⁷

Um die dreißig

Im Neuen Testament kommen auch ein paar ältere Leute vor, Simeon der Greis, der im Frieden scheiden mag, weil er in einem Kind alles gesehen hat, was sein Herz begehrte, und die Witwe Hanna, die 84-jährig immer noch auf das Reich Gottes wartet, und der Kirchenvorsteher Nikodemus, dem das „siebenmal, siebenmal auf’s neu geboren“¹⁸ so schwer eingehen will. Aber insgesamt ist das Evangelium ja, wenn man die Hauptakteure ansieht, eher eine Jugendbewegung.

¹⁵ Vgl. H. Arendt, *Vita activa oder Vom tätigen Leben*. Stuttgart 1960, 243.

¹⁶ *AaO.*, 166.

¹⁷ M. Buber, *Gottesfinsternis*, in: Ders., Werke, Bd. 1: Schriften zur Philosophie. München, Heidelberg 1962, 508.

¹⁸ Vers aus einem Lied von H. Oosterhuis, in: Ders./ B. Huijbers, *Du bist der Atem meiner Lieder*. Übers. von P. Pawlowsky. Freiburg 1976, Nr. 61.

Auf diese Altersfrage kommt Huub Oosterhuis einmal in einem Essay zu sprechen: „In der Nacht vom 23. zum 24. November 1654 wurde Blaise Pascal, dem genialen Mathematiker und Philosophen, eine Gotteserfahrung zuteil. Es war eine Art mystischer Ekstase, die ihn zu einem gläubigen Menschen machte. Er war damals einunddreißig Jahre alt, ungefähr im selben Alter wie der amerikanische Schriftsteller Edward Albee, der Verfasser des entlarvenden Theaterstücks *Wer hat Angst vor Virginia Woolf*, ebenso alt auch wie Albert Schweitzer, als er von der Theologie zur Medizin wechselte und ein Urwaldhospital in Zentralafrika gründete. So alt war auch Jesus bei seiner Berufung, ebenso wie der Prophet Isaias, als ihm die Gottesvision geoffenbart wurde. (...) Anscheinend kann sich etwas Entscheidendes gerade im Leben eines Menschen ereignen, der um die dreißig ist.“¹⁹

„Um die dreißig“, das war für viele, die sich hier versammelt haben, in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. Am 1. Januar 1959 hatte Johannes XXIII. ein Konzil angekündigt, das von 1962–65 in Rom stattfand. Und kaum waren die Bischöfe wieder richtig zuhause, begann das, was man Studentenunruhen nannte, und verschonte auch die kirchlichen Fürstentümer nicht. Es gibt Zeiten, in denen der schöne, träge Strom der Zeit sich unvermutet beschleunigt, die Dinge sich überschlagen, erregend viel, manchmal zuviel in kurzer Zeit geschieht. Und wenn einen eine solche epochale Beschleunigung zufällig im eigenen Lebenslauf erwischt, und das gerade um die dreißig, kann man in jedem erdenklichen Sinn „was mitmachen“.

Statt wie fünfzehn Jahre vorher am Lagerfeuer „Kein schöner Land in dieser Zeit“ hieß es auf einmal „Denk ich an Deutschland in der Nacht,/ Dann bin ich um den Schlaf gebracht“²⁰ und über das schöne „Im Frieden dein, o Herre mein,/ ... (...) bis nach der Zeit den Platz bereit/ an deinem Tisch wir finden.“ legte sich „Wir wollen hier auf Erden schon/ Das Himmelreich errichten./ (...) Es wächst hienieden Brot genug/ Für alle Menschenkinder, .../ Ja, Zuckererbsen für jedermann.“ Heinrich Heines „neues ... besseres Lied“²¹, verführerisch gesungen von Wolf Biermann²² „mit Knarre und Gitarre“, „Comandante Che Guevara“²³ (auch um die dreißig) und, eher im Simeon-und-Hanna-Alter, die „Oma Meume in Hamburg“, ihr „Stoßgebet“ von 1968: „Und wird dann auch die Mauer abgebaut/ Kann

¹⁹ Vgl. Ders., *Du bist der Atem und die Glut. Gesammelte Meditationen und Gebete*. Freiburg 1994, 107f.

²⁰ H. Heine, *Nachtgedanken*, in: Ders., *Werke in fünf Bänden*, Bd. 1. Berlin, Weimar 1972, 162.

²¹ Vgl. Ders., *Deutschland – Ein Wintermärchen*, Caput I, in: *AaO.*, Bd. 2, 94f.

²² Vgl. W. Biermann, *Deutschland. Ein Wintermärchen*. Berlin 1972.

²³ Titel eines Liedes von Wolf Biermann.

Oma Meume selig auf zum Himml fliegn/ Sie hat ja nicht umsonst auf Dich gebaut/ Dann, lieber Gott, wird auch der Kommunismus siegn!“²⁴ Das war so schön zu hören und zu singen, und dann ist doch alles etwas anders gekommen. Wohl „wechseln die Zeiten“ und „die riesigen Pläne der Mächtigen kommen“ auch „am Ende zum Halt“²⁵ in Prag und anderswo, aber der Tag sieht dann manchmal doch etwas anders aus als zur Nacht geträumt. Auch in der Kirche, die lange bevor im Pariser Mai die Phantasie an die Macht kommen sollte, ›*Gaudium et Spes*‹ in die Welt gesetzt hatte, die „Pastoralkonstitution über die Kirche in der Welt von heute“, und dann, in schöner Synchronie mit all den anderen Bewegungen, in Holland das Pastoralkonzil 1966–70 und nahtlos anschließend in Deutschland die Würzburger Synode 1971–75, die etwas verabschiedete, was man „Hoffnungspapier“ nannte, „Papier“, wie manche spotteten.

Gemessen am Durchschnittsklima des katholischen Milieus war das ein ungeheurer Frühling. Soll man traurig sein, dass nicht alle Blümenträume reiften, oder sogar, wie der holländisch-berlinische Studentenfarrer *Ton Veerkamp* jüngst in einem Artikel schrieb, „Scham bleibt, dass wir keinen Sozialismus zustande gebracht haben, der seinen Namen verdient: Menschen, die als *socii/sociae* miteinander leben und nicht als Konkurrenten auf Kosten anderer“?²⁶ Aber ist es, wenn man die Bibel *in toto* liest, wirklich so zwingend, dass das 20., also unser Jahrhundert, geradewegs ins messianische Paradies hätte einziehen sollen, und dass wir es nicht geschafft haben „hier auf Erden schon das Himmelreich (zu) errichten“? Vergisst man bei solchem aufs Ganze gehenden Rückblick im Zorn vielleicht auch, was es als Vorschein des Paradieses doch an herrlicher Sozietät gegeben hat, um die dreißig und später auch noch, immer wieder, und dass der Messias sich eben nicht herbeizwingen lässt?

Mit Mut und Erfahrung

Ein Kultbuch jener Jahre war *Ernst Blochs* zweibändiges Opus „Das Prinzip Hoffnung“, erschienen 1959, im Jahr der Ankündigung des Konzils.

²⁴ Ders., *Großes Gebet der alten Kommunistin Oma Meume in Hamburg*, in: Ders., Mit Marx- und Engelszungen. Gedichte, Balladen, Lieder. Berlin 1968, 69f.

²⁵ Vgl. B. Brecht, *Das Lied von der Moldau*, in: Ders., *Gesammelte Werke* in zwanzig Bänden, Bd. 5. Frankfurt 1967, 1968.

²⁶ T. Veerkamp, „*Een schaamt zich*“ – *afscheid van een messiaanse eeuw*, in: *Liedje dat ik niet kan laten. Verzamelde opstellen over de liederen van Huub Oosterhuis*, doctor theologiae. Onder red. van A. van Heusden. Kampen 2003, 171–181, hier 180 (Deutsche Übers. A. Stock).

Der damals 65-jährige Philosoph nistete sich da nicht im Menschheitsdesaster ein, mit schwarzer Lust an alldem, was schon schief gelaufen war in der Menschheitsgeschichte, versteifte sich auch nicht auf dieses oder jenes politisch-soteriologische Programm, fuhr vielmehr, was es an menschheitlichem Hoffnungspotential irgend gab, in die Scheune ein, um Saatgut zu gewinnen für die Zukunft. Da findet sich unter den „Kleinen Tagträumen“, mit denen es anfängt, auch ein Kapitel „Was im Alter zu wünschen übrig bleibt“, darin allerlei Nachdenkenswertes über die Gefahren bürgerlicher Verdrießlichkeit und die „Liebe zur Stille“, mit der man der „kapitalistischen Hetze“ widersteht, auch ein Satz wie dieser, in dem man den alten, jungen Bloch selber erkennt: „Leichter als je ist es dem Alter geworden, an zwei Enden zu brennen, nämlich mit Mut und Erfahrung zugleich, mit neuem Bewußtsein und dem des gekannten Erbes.“²⁷

²⁷ E. Bloch, *Das Prinzip Hoffnung*, Bd. 1. Frankfurt 1959, 43.